

Ein Weihnachtserzählung von Carl Gofm.

Es ist lange her — fast zwanzig Jahre — aber die Weihnacht wird Heinrich Sander nicht vergessen, und wenn er so alt werden sollte, wie Methusalem.

Die Elbe ging schwer mit Treibeis. Früh im Jahre hatte der Frost eingesezt, den oberen Flußlauf in Fesseln geschlagen und bis weit hinauf unter fester Decke gebündelt. Da war ein paar Tage vor dem Fest das Wetter umgeflogen, ein tagelanger haltender Nordweststurm trieb enorme Wassermassen die Elbe hinauf und sprengte die Eisdecke, die nun in mächtigen Felsen mit Fluß und Ebbe stromaufwärts drängte.

Der kleine Schlepper „Hurrah“ bugsierte am 24. Dezember Mittags eine mit Stücker beladene Schute nach dem Braßkammer, der am anderen Abend in See gehen sollte. Wohl über eine Stunde dauerte es, bis die kurze Straße vom Brunnwall bis an die Schängel des Niederhafens zurückgelegt war. Schimpfend und fluchend suchte der Führer des „Hurrah“ mit der Schute im Bau zwischen den einander kreuzenden Fähr- und Schleppdampfern seinen Weg. Die Signale in den Maschinenraum wechselten von Minute zu Minute, bald hieß es „Stopp“, bald wieder „Voll Kraft“, dann wieder „Rückwärts“, dann trieb das Boot eine Weile, bis es endlich möglich war, eine Straße vorzurücken. Kein Wunder, wenn dem Steuermann die gute Laune ausging! An kräftigen Ausdrücken seiner Mißstimmung ließ er es nicht fehlen. Hagelgleich fielen rechts und links die Kraftworte auf die Kollegen, die gleich ihm sich durch die Eisfelder durchzuwinden suchten.

„Gah doch mit Din verd — Rohr ul'n Weg, Du Bützlopp! Kannst nicht sehn, dat it hierbord vordit will?“ „Dösbaddel! Denn kannst doch tuten!“ „Gah över Stuer, Minsch! Wir soht uns ja all fast!“

Von der Gegenseite erfolgte der bei Wasserleuten sehr beliebte Rath, den Göß dem Trompeter gab, und das fast- und kraftstrotzende Redeturnier tobte noch eine ganze Weile hin und wieder, bis endlich das Knäuel entwirrt ist und jeder der fünf oder sechs erbotenen Schlepperführer nach einem ordentlichen Abschiedsalut seinen Weg findet und nicht etwa zornigbrannt, sondern beglücklich schmunzelnd weiterfährt. „Glaubt doch Jeder, die kräftigen Abschnitte ausgeführt zu haben!“

Es gehört die eisenfeste ternige Natur der Leute von der Wasserante dazu, unter solchen Umständen nicht den Humor zu verlieren. Um das kleine Fahrzeug drängen und schieben sich die Eisfächer, der hebrige Schneeschwamm faugt sich an den Bordwänden fest, die Schraube schlägt alle paar Sekunden dumm gegen eine Eisfante, schräg mit dem Wind proffelt grober Hagel auf's Deck und pridel dem Führer Gesicht und Hände wie mit Nadeln, zur Abwechslung schneit und regnet es mal einige Minuten, der Wind peift und heult, die Dampfpeifen gellen dazwischen — ein Höllenconcert!

In der Maschine steht der Mann, die Hand am Hebel. Da unten ist's behaglich warm. Die rothglühende Thür der Feuerung wirft dem Maschinenführer ihren heißen Athem ins Gesicht. Es riecht nach Schmieröl und Petroleum. „Langsam vorwärts!“ Die Hand stellt mechanisch den Hebel, die Maschine schlägt an. „Man to! — man to! — man to!“ — Ein einfaches Liedchen. Dem Manne fallen auch fast die Augen zu. Seit sechs Stunden steht er da unten in dem heißen Raum. Steigt er mal die paar Stufen hinauf, einen Blick auf die Außenwelt zu werfen, peift ihm der Eisesathem des Nordwesters um den Kopf. „Behn mehr!“ tönt es durch das Sprachrohr. Ein Griff. „Behn mehr!“ — behn mehr! — behn mehr! — stöhnt die Maschine. Dabei wird man auch nicht recht wach. Und doch hängt an der Aufmerksamkeit des Maschinenführers die Sicherheit dieses und vielleicht eines oder mehrerer anderer Fahrzeuge. Aber er könnte die Griffe fast im Schlaf machen. Die Hand scheint eher zuzugreifen, als das Ohr die Bedeutung des Schalles erfährt hat. „Full Speed!“ brüllt es von oben. Nun geht ein wahnsinniges Geräusch los. „Noch duller! — doch duller! — noch duller! — noch duller!“ Der Maschinenführer läßt den Hebel fahren, ergreift den Feuerhebel, hüpft die Feuerungsthür offen und purret in den glühenden Kesseln, daß die Funken oben zum Sturmflügel hinausschießen und vom Schornstein hinweggetragen werden.

Heinrich Sander, hinter den Gittern in der Schute hervorlugend, wusch sich den Aschenregen aus dem Gesicht. „Ra — endlich!“

Er zieht seine große Taschenuhr in dem plumpen Horngehäuse heraus. Zwei Uhr. Da kann er gegen jedes wieder an Land sein, wenn Alles gut geht. Noch ein paar Stöße gegen die Eisfächer — die Schute prallt hart gegen den Rand einer anderen. Heinrich eilt auf dem schmalen Rande des Fahrzeuges, nach vorn und besichtigt es mit einem biden Hanftau.

„Stap man noch n Törn in, Hein Sanner!“ „Was? Bist Du of hier, Jochen?“

„Jer — meinst Du, dat it hier spöten doh? Ne, it bün hier lebenslänglich! Hest Du een'n in'n Buddel, Hein?“

„Wenn Du Kaffe wollt!“

„Ne — it bün schön aenoo! Keien Kaffe brukt it nich mehr!“

„Denn kann it Di nich helpen. Wo lang bist Du all hier?“

„Siet Klod nägen!“

„Damm! noch mal! Denn bist Du woll höllschen verklam!“

„Na — it heu immer'n Beien in-bott, aber's nu is min Buddel leddig.“

„Willst Du denn mit dat Laden nich vörwärts gahn?“

„De Hälfte Schauerlid freit. Vor'n Stunnen twee länd se aqaan!“

„Dat sind ja schöne Mischten! Klod fiewo kummt min Dampfer wedder. Denn how it de of Rohr am Ein noch gar nich leddig!“

„Nimm Di niz vor, denn stiet Di niz fehl, min Jung!“

Hein steht starr enttäuscht an dem Dampferr hinauf. Die Ladebäume gehen hin und her, aber nicht so hurtig wie sonst. Auf beiden Seiten des großen Schiffes liegen eine Anzahl Schuten, die alle heute noch gelockt sein sollen. Wenn das aber in diesem Tempo so weiter geht, ist kein Ende abzusehen.

„Jer — Du magst woll kiesen! Du kannst noch lang luern, bei Du rantsumst! Gu'n Nacht — it gab to Roje!“

Jochen kriecht in die Plicht seiner Schute, wo er wenigstens, wenn nicht warm, so doch vor den Schnee und Hagelböden geschützt bleibt. Heinrich schaut über den Strom. Die Ebbe hat eben eingesezt. Nichts als Eis. Raum daß hier und da ein flüchtiger Blin des trüben Wassers zwischen den schmutzigen und gelbgrauen Schollen durchschimmert. Von dem düsteren Dezemberhimmel wimmeln dicht die weißen Flocken herunter, dasjenige Elbflüßchen mit den hochragenden Schornsteinen ist wie durch einen dichten Schleier mehr zu ahnen als deutlich zu erkennen. Trotzdem die Temperatur nicht unter Null ist, empfindet man doch schneidende Kälte. Der feuchte Athem des Windes schauert durch Mart und Bein. Heinrich nimmt einen Schlud aus seiner bleichenen Kaffeeflasche, um sich zu erwärmen. Aber der Trank ist nur eben lau, trotzdem er die Flasche in der inneren Brusttasche geborgen hatte. Vom Deck des Dampferr schallt dumpf das schwere Rollen der Dampfzylinder, Warnungsrufe der Schauerleute, hin und wieder ein kräftiger Fluch, wenn die volle Hize zurückprallt, in den Tauen peift klagend der Wind, die Schuten reizen mit schmerzhaftem Geräusch ihre eisenschlagenden Ränder gegeneinander. Er läuft in dem engen Raum, der von den Waaren nicht eingenommen ist, hin und her, sich die Füße zu wärmen, die allmählich zu Eisklumpen erstarren. Die beiden Arme wirt er um den Leib. Aber man kann doch nicht hundelang auf- und abstrampeln! Recht warm wird man doch nicht. Er klettert über die Schuten an Bord des Steamers. Gemüthlich ist's da auch nicht. Die Leute arbeiten in Hast und Eile, der zweite Offizier, der die Waade hat, rennt scheltend hin und her. An eine Unterhaltung ist nicht zu denken.

„Du kummt noch lang nich ran, min Jung,“ sagt einer der Schauerleute. „Legg Di in de Plicht un stap en Strämel; wenn't so wiedz, wolt wi Di woll rut kriegen!“

Der Rath ist am Ende so übel nicht! Er klettert wieder über die bereiteten Bordwände und die anderen Fahrzeuge in seine Schute und kriecht in den kleinen Raum im Hintersteck, wo er sich mit dem Kopf auf einer Tauer niederläuert. Schlafen könnte er schon, wenn er nicht immer an heute Abend denken müßte. Seine alte Mutter wartet auf ihn. In der kleinen Stube im Hof der ersten Vorleser soll heut' ja ein vergnügter Weihnachtsabend gefeiert werden. Die Alte hat sich lange gestraubt, aber schließlich hat sie doch nachgegeben. Er darf seine Dora zum ersten Male mitbringen, und die Weihnachtsfoll zugleich Verlobungsabend sein. Seine gute Mißhe! Sie ist noch vom alten Schlag. Von einer Fremden wollte sie nichts wissen, und gar nichts von einer Schwiegertochter, die „Konfektchen“ war. Aber nachdem sie sich hat überzeugen müssen, daß die Dora brav und tüchtig ist, daß sie das mühsam Erworbene nicht verneudet, sondern regelmäßig auf die Spartasse trägt, daß sie ihren Heir, ihren Einzigen, wachschafft liebt und trotz der Verlobungen der Großstadt ein anständiges Mädchen geblieben ist, da hat sie ihren Widerstand aufgegeben und in die Verlobung gemilligt. Einen kleinen Tannenbaum hat Hein gestern Abend erstanden und nach Haus gebracht, als er nach schwerem Tagewerk heimkehrte. Er weiß, daß seine Mutter heute Nachmittag die Arbeit ruhen läßt, daß ihre fleißigen Hände an dem Aufputz des Bäumchens schaffen, daß sie mit zitterigen Fingern goldene Rüsche und Wespel an die Zweige bindet, bunte Netze schneidet und zwischen den Nadeln befestigt und unter den lichtergeräumten Baum die kleinen Geschenke breitet, die sie unter Mühen und Sorgen für ihren Heir und seine Mutter erworben. Er selbst will ein Paar goldener Ringe daulegen — die Verlobungsringe. Er fährt mit zwei Fingern in die Westentasche und fühlt



Adam und Eva unterm Weihnachtsbaum.

nach der kleinen Schachtel, die in rothge Waide verhußt die beiden Kaffeeflässe birgt. Dann tröpfet er langsam seine Jacke wieder zu und zieht fröhlich den Rest eines alten Perlenknecht über seine Beine. Trotz der Kälte, die ihn leise erschauern läßt, fallen ihm die Augen zu. Dampf lönt von draußen das gedämpfte Rollen der Verladenden, das Anraren der Hebe- bäume und Ketten, das leise Schurren der treibenden Schollen an den Planken der Schute. Vor den halbgeschlossenen Augen tanzen Hunderte von Lichtern, er meint den barzigen Duft der kleinen Tanne einzuziehen, glaubt das leise Knistern angelegener Nadeln zu hören und den feingebrenztlichen Geruch zu spüren. Alle Lichter fließen in einen leuchtenden Schimmer zusammen, aus dessen Mitte ihn die Gestirbe anlockt. Die Vision verschwimmt in einem hellen Nebel. Nun ist es inmitten einer strahlenden Aureole das gute Gesicht der alten Mutter — aber sonderbar — es hind Dora's Augen, die ihm glücklich und entgegenleuchten. Schwächer wird das Licht — immer schwächer — er will kein Erlöschen verfolgen — will aufspringen — aber die Glieder sind schwer, bleischwer — er kann sich nicht regen — und doch empfindet er keine Angst, keine Spur von Beklemmung — er gleitet, von einem leisen melodischen Raufchen getragen, in tiefen Schlummer hinüber.

Wie lange er so gelegen, ob nur Minuten, ob Stunden, wußte er nicht zu sagen, als er endlich mit Unbehagen eine Steifigkeit in den Gliedern fühlt, eine Kälte, eine Starre, die von den Füßen zum Herzen kriecht. Der Nadeln Schmerz von der gesonnenen Lage des Kopfes auf der Tauer, die Glieder gehorchen ihm kaum. Mit einem Ruck fährt er empor, höst gegen die niedrige Decke und starrt noch schlaftrunken umher. Um ihn herum schwarze Finsternis. Kein Laut zu hören. Er tappt im Finstern umher und höst die Eingangspforte der Plicht auf. Auch draußen Dunkelheit. Das ist doch sonderbar! Er kriecht auf Händen und Füßen aus dem engen Behälter, richtet sich langsam auf und läßt die Blicke umherschweifen. Zahl leuchtet der weiße Boden der Schute, die weißen Hügel der gut zugedeckten Waaren, der weiße als Eisfächer, von oben, an allen Seiten ein lautloses augenblendendes Flodengewirbel. Ganz fern und undeutlich zu seiner Rechten einzelne Lichter. Träumt er noch? Er fährt mit der Hand über die Augen — die Finger sind naß von Schneeflocken. Mit einem Satz ist er auf dem Deck der Plicht und hält angestrengt Umschau. Nichts als die Nacht und das sinnverwirrende Getümmel der großen weißen Flocken. Die Lichter sind verschwunden. Er blickt über den Rand des Fahrzeuges. Schollen, nur Schollen, deren Schneedecke gepenktlich aufschimmert. Noch immer ist er sich nicht klar über die Situation. Wie kommt er auf den Strom? Er hatte die Schute doch angeäu!

Er tappt sich, vorsichtig Fuß vor Fuß setzend, auf dem schmalen Rande des Fahrzeuges nach dem Vordertheil. Da hängt in einem Eisenring das neue Hanftau. Die Enden schuppen aufenbords nach. Das neue Tau! Nun fällt ihm ein, daß er die Schlinge, während er mit Jochen sprach, nur lässig zugezogen. Durch das unablässige Hin- und Herschauen, den An-

drang der Eismassen muß sich der Knoten des glatten Seiles gelöst haben — er treibt mit der Ebbe mitten im Strom.

Wie lange er schon unterwegs sein mag, kann er nicht einmal schätzungsweise berechnen. Bei diesem Schneetreiben muß es schon um halb vier ganz finstern gewesen sein. Und wie weit ist es jetzt an der Zeit? Keine Möglichkeit, die Fische auf der Tauer zu erkennen! Er greift in die Westentasche und höst ein paar Phosphorzündhölzer hervor. Wie er sie an der naßen Lederhose anreißt, knistern sie nur leise auf, ohne zu leuchten. Er kriecht wieder in die Plicht, reißt das lechte Hölzchen an seiner Weste und wirft beim Aufflammen des zuckenden bläulichen Lichts einen Blick auf das Zifferblatt — neun Uhr! Da kan er mit der rasend ablaufenden Ebbe schon weit gekommen sein! Fieberisch erregt kriecht er wieder hinaus und ergreift seinen Haken, um sich wozüglich durch die Schollen einen Weg nach dem einen Ufer zu bahnen. Aber wo er auch einsezt, wie er auch zieht und stemmt, die Eisbänke lassen sein Fahrzeug nicht los. Nicht einen Zoll freies Wasser kann er gewinnen. Er wirft den Haken fort und greift zum großen Nudel, um es mit Weiden zu versuchen. Er kann die Riemenfläche mit aller Kraft nicht durch die zusammengepreßten Schollen bringen. Enttäuscht läßt er das Nudel fallen. Wo wird die unfreiwillige Reife enden?

Um seine persönliche Sicherheit hat er keine Sorge. Bis in die Nordsee hinaus kann ihn die Ebbe in einer Nacht nicht führen. Wird es aber erst Tag, dann wird man ihn auch bemerken und ihm zu Hülfe kommen. Wenn es nur nicht so absehnlich kalt wäre!

Er beginnt mit den Füßen, die elastisch und schwer wie Blei sind, zu stampfen und schlägt energisch die Arme um den Leib. Warm wird ihm trotz aller Bewegung nicht recht. Und der letzte Schlud Kaffee, den er aus der Bleiflasche durch die Kette rinnen läßt, ist auch eiskalt. Und doch überläuft es ihn mit einem Male fieberhaft — seine Mutter! Und Dora! Was werden sie denken! Um sechs Uhr hoffte er bestimmt wieder an Land zu sein — das hatte er am Morgen versprochen — und nun war es nach neun! Und er war meilenweit abgetrieben! Herr des Himmels! Sie mühten ja glauben, er sei ungelommen — zum Mindesten, ihm sei ein Unglück widerfahren! Er arbeitete sich an den vom Schnee schlüpfrigen Perlenknien, vielfach ausgleitend, auf die Höhe des Kliffenpfels, redt sich hoch auf und hält, mit der Hand die Augen schützend, nach allen Seiten Umschau. Nichts als die schwarze Nacht, die lautlos vorwärts gleitende schwach leuchtende Eisbänke und die wirbelnden Flocken. Minutenlang wartet er angestrengt in die Finsternis hinaus. Dann schüttelt er die Schneedecke von seinen Kleidern und gleitet wieder in die Schute hinein. Die Hände tief in die Taschen seiner biden Jacke verkerft, steht er finstern und grübelnd. Soll er sich wieder zum Schlafen legen und die Christnacht verträumen? Nein! — einmal hat er's verschlafen, zum zweiten Mal wagt er's nicht! So gefährlos ist die Reife im Finstern doch nicht, daß man ruhig dabei schlafen könnte. Und wann die Gedanken — die Gedanken! Sie wandern wieder zu dem kleinen Gemach im Gofe der Vor-

legen, wo jetzt wohl seine alte Mutter und Dora neben dem Christbaum sitzen und angsterfüßt seiner harren — wie lange noch? Gewaltig rafft er sich zusammen — er will an seine Lage denken. Kann er denn gar nichts thun? Muß er, die Hände in den Taschen, warten, bis der Tag kommt? Kann er sich auf keine Weise bemerkbar machen? Die Laterne! Ja — in der Plicht, ganz hinten in der Ecke, muß sie ja stecken! Er will schon hineintreten, da fällt ihm ein, daß sein Vorrath an Zündhölzern verbraucht ist. Beim Schein des lechten hat er nach der Uhr gesehen. Er stampft in dem engen Raum auf und ab, deckt unwillkürlich einen Zipfel des erst beim Hinausklettern verobenen Perlenknies über die freigewordene Holzfliste — die Waaren sollten nicht verderben durch Rässe, wenn ihm auch naß und kalt ist. Unablässig starrt er inzwischent umher. Wenn die Schute auf ein Stad aufleste, könnte er an's Ufer gelangen. Aber durfte er die seiner Dögn anvertrauten Waaren verlassen? Na, das findet sich. Zunächst ist noch kein Ufer zu ersehen — er treibt mitten im Strom, und die Ebbe des vom Sturm der letzten Tage hochgestauten Wassers läuft rasend ab. Wenn man nur wenigstens etwas erkennen könnte!

Wenn etwas noch schwärzer ist als die Nacht ringsum, so liegt das da gerade in seinem Kuts, wie ein noch dunkleres Loch in der dunklen Umgebung. Auf einmal haftet er eisig auf die Kliffen hinauf, hält beide hochgehenden Hände an den Mund und laut hallt sein Schrei über den Strom „Schipp — a — hoi!“ und noch einmal, lauter, gellender „Schipp — a — hoi!“ Die plumpen schwarzen Umriffe eines Schiffes, die dunklen Striche der Masten, Raaen und der Takelage haben sich schwarz vom nachdunkeln Himmel ab. Wieder und wieder gellt sein Ruf — kein Laut antwortet. Nun steht er das Bugspriet über seinem Haupt, inständig wirft er sich nieder und kratzt die Fäuste in das gebeirte Leinen — da prallt schon die quertreibende Schute hart gegen den eisengepanzten Bug des Kohlenführers, dreht sich schwerfällig seitwärts und gleitet mit dem treibenden Eis achteraus. Noch einmal ruft er laut — lauscht in die Nacht hinaus — spürt ingrinnig über dem Rand des Fahrzeuges und murmelt einen undeutlichen Fluch. Wie er wieder auf dem Boden der Schute steht, plätscht es ihm unter den Füßen. Er fühlt mit der Hand nach — Wasser! Schon zollhoch! Dem starren Manne rinnt ein eisiger Schauer über den Rücken. Das Fahrzeug sinkt! Und sehen kann er den eindringenden Feind nicht. Er taucht die Hand in das eisse Wasser, das ihm jetzt schon über den Fußrücken spült, und tastet sorgsam am Boden an der Schutenwand entlang. Nichts. Aber das Wasser steigt. Er kniet vor dem Riemenhaufen nieder und tastet weiter, soweit sein Arm reicht. Da — da rieft es eiskalt herein! Er reißt sich die Jacke vom Leibe, knüllt sie fest zusammen und stopft sie kräftig zwischen die Knie und die Bordwand, dem Wasser den Zugang zu wehren. Etwas wird es schon helfen — aber nicht lange! Wenn der Hoch flut voll Wasser geflossen hat, quillt es unbehindert weiter durch. Und er kann nicht an den Led kommen — die Kliffen sind viel zu schwer, daß ein Mann sie bewegen könnte. Und selbst, wenn er die Stauhölzer, von denen noch einige in der Plicht liegen, als Hebel benutzte — bis er die Ladung über Bord geworfen hat, ist ihm so viel Wasser eingeströmt, daß das Fahrzeug nicht mehr schwimmfähig wäre. Am besten ist es, jede Erhöherung zu vermeiden — wer kann sagen, ob nicht beim Herumarbeiten die geloderte Platte mit einem Male lospringt, und die Schute in wenigen Sekunden sinkt. Dann wäre er verloren. Er sülft wieder mit der Hand in das Wasser auf dem Boden — bis zum Handgelenk taucht sie ein. Es steigt also wieder. Frostschauer laufen ihm über den Leib. Er bückt sich, langt in die Plicht und zerrt den Fehen Perlenknien heraus, mit dem er sich beim Einschlagen zugedekt. Nachdem er die Wassertröpfen abgeschüttelt, schlägt er das Stück Zeug um den Oberkörper. Etwas schützt es doch gegen den Schnee und die schneidende kalte Luft. Aber die Füße, in über sechs Zoll Wasser, sind wieder eisse. Er muß auf den Kliffenhaufen klettern. Wie er einen Schritt thut, klirrt sein schwerer Stiefel gegen etwas Klingendes. Er bückt sich und nimmt vom Boden die Laterne auf, die er erst schon heroorholten wollte. Er muß sie mit dem Perlenknien herausgerissen haben. Aber was soll ihm die jetzt nützen? Maschinenmäßig öffnet er das kleine Fenster der Laterne und läßt nach dem Lichtstumpf drinnen. Da liegt etwas daneben — zwei — drei Zündhölzchen! Natürlich naß. Aber er weiß sich zu helfen. Sorgsam birgt er die Hölzchen am Körper unter seinem Hemd und steigt dann, die Laterne in der Hand, vorsichtig und behutsam auf den Kliffenpfeil. Wieder hält er Umschau und wieder steht er nichts als ringsum die nächtliche Schwärze. Nach einer Viertelstunde redbuligen Harrens zieht er eins der Hölzchen hervor und streicht es kräftig gegen einen trockenen Theil seiner Unterkleidung. Ein schwaches phosphorisches Leuchten — das ist alles. Wie-

ber gilt es zu warten. Beim zweiten Versuch, Feuer zu machen, leuchtet ein bläuliches Flämmchen auf, erlischt aber im selben Moment. Nun noch eins! Seine letzte Hoffnung! Dem Licht muß er haben, wenn er sich bemerkbar machen will — bemerkbar? Ja — wenn denn? Wer soll sich in der Christnacht wohl auf dem eisbedeckten Strom herumtreiben, wer vom Ufer Ausschau halten? Wer? — irgendwer! Es ist der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert! Der Tod ist ihm nahe genug — die Ränder des Fahrzeuges haben sich der Eisfläche schon merklich genähert — die Schute sinkt! Und er will doch so gerne leben. Er will nicht hinab in Dora's Coffin! Er erhebt sich auf und wurde, ist er drei Jahre auf englischen Schiffen gefahren. Da sagten sie von den Ertrunkenen, sie schliefen in Dora's Coffin.

Lange peinvolle Minuten sind veronnen, da greift er nach dem lechten Hölzchen. Die Laterne hat er vor sich hingestellt, sich niedergelauert und den Fehen Perlenknien sorgsam darum gebreitet, daß kein Luftzug ankommen kann. Kräftig und doch behutsam fährt er mit dem Phosphorhölzchen über sein Wollhemd — es blüht nur schwach auf — noch einmal — es flammt, es brennt züchend und sprühend, als wollte es gleich wieder verlöschen. Sorgsam nähert er die kleine Flamme dem Lichtstümpfen in der Laterne. Es gelingt ihm, den Dacht in Brand zu legen. Die Flamme steigt auf, fällt wieder, will entfliehen — aber endlich brennt das Lichtlein hell und stetig. Fest schlägt er die Thür der Laterne und hebt lechzend, um zunächst einen Blick auf das Wasser in Fahrzeug zu werfen. Herr des Himmels! Es sieht kaum einen Fuß unter dem Rand der Schute! Was nützen ihm nun alle Laterne der Welt? Nun kann er bei Licht herben.

Er sezt die Laterne auf den schneenassen Perlenknien und taucht sich selbst daneben. Nun heißt es doch herben! Und seine Mutter und Dora! Nicht einmal zu seinem Grabe werden sie gehen können! Und wo wird er morgen sein? Er faltet die Hände und trampft die Finger ineinander — einen letzten langen Blic wirft er ringsum — dann murmeln die bleichen Lippen: „Vater unser — der du bist im Himmel!“

„Tu — u — u — h!“ „Mein Gott! — Mein Gott!“ Mit einem wilden Satz fährt er empor. Sollte es möglich sein? Wo? — Wo? Er ergreift die Laterne und schwingt sie um seinen Kopf.

„Steamer — a — hoi!“ Wie jauchzend schwingt sich der Ruf von seinen Lippen! Da — weit, weit weg ein schwaches Licht — ein Pünktchen nur in dem schwarzen Chaos — aber es kommt näher — nun steht er auch einen rothen Schein — die Bordbordleuchte. Aber unter ihm begünst es unheimlich zu gurgeln, die Schute neigt sich zur Seite —

„Steamer — a — hoi!“ „Wider gellt sein Schrei — in Todesnoth bricht ihm der Laut von den Lippen.“

„A — hoi!“ schallt es entgegen. Er höst das Rausen der Maschine, das rhytmische Schlagen der Schraube — immer rascher schwingt er die Laterne um seinen Kopf, er springt auf dem Kliffen hin und her. Unter ihm sinkt schwanend das plumpe Fahrzeug, die Schollen schieben sich über den Rand — da höst der herantommende Schlepper gegen die verlinkende Schute er führt topfüßer von seinem Stand herunter zwischen das treibende Eis. Aber im selben Augenblick haben ihm zwei Paar eiserner Fäuste gepakt und über die Reeling gezogen.

„Na, Na, wo kummt Du denn her?“

Er antwortet nicht. Die Augen sind geschlossen. In dem todähnlichen Gesicht rinnt ein schmaler Blutstrom aus der klopfenden Stirnwunde.

„Man rinner mit em in de Kooje — de arme Minsch muß ja ganz verklammert sein!“

Sie schleppen den schweren regungslosen Körper unter Deck, entkleiden ihn, reiben und büfsten und fällen die kalten Glieder in wollene Decken. Dann wird dem noch halb Bewußtlosen die Panacee aller Seelente, ein heißer, stark nördlicher Grog — sweet and strong! — eingeflößt, und er fällt in einen todähnlichen östernen Schlaf.

Am Morgen des ersten Weihnachtstages erwacht er in seinem Bett. Neben ihm sitzt seine Mutter — vor dem Bette kniet Dora und hält seine Hände, die ganz naß ist von ihren rinnenden Thränen. Aber ihre Augen lachen.

Die helle kalte Winterionne scheint klar durch die blauen Scheiben. Auf dem Tische steht mit brennenden Lichtern die kleine geschmückte Tanne. Vom Thurm der Michaelskirche hallen festlich die Weihnachtsklänge, füllen mit ihren Tönen den kleinen Raum und verklären den Sieg des Lebens über den Tod.

Tannenbust und Goldgetzeit — Frohe Arbeit — frohe Zeit, Ein Verstecken, ein Geklüper, Lauter Lust und Heimlichkeit. Kinderjubil — alte Leute — Nie verklung! Meoioio. Sei gegrüßt, Du einzig traute Draufsehe Weihnachtspezjel